

Thomas Pyczak

Ende der Welt

Roman

Freitag, 18. Januar 1991

Gestern mit dem Bus in Ushuaia angekommen. Ende der Welt. Das steht hier überall geschrieben. Dabei sieht doch jeder, dass die Welt auf der anderen Seite des Beagle-Kanals weitergeht. Aber das da drüben ist Chile, wenn ich die Karte richtig lese. Chile zählt wohl nicht im Weltbild der Argentinier.

Endstation. Letzte Etappe meiner fantastischen Panamericana von Seattle bis hierher. Ein paar Tage noch, vielleicht ein paar Wochen in Feuerland, dann bin ich wieder in meinem Hamburg. Warten auf den Schlussakkord, das Zeichen, dass es wirklich vorbei ist.

Hamburg fehlt mir.

Sie fehlt mir. Stella. Sehr sogar.

Aber was wäre aus Stella und mir geworden, wäre ich in Hamburg geblieben? Stocksteife hanseatische Flitzpiepen. Dröge und angestaubt.

Stella fehlt mir. Unsere voreilige Heirat – das wäre der sichere Weg in die schnelle Katastrophe gewesen. Dieser eklige Zuckerguss Sicherheit. Ausbruch die einzige Möglichkeit.

Stella ist das perfekte Wesen für mich. Ich wollte nur noch bei ihr sein. Genau das macht mir Angst.

Angst, mich in unserer Beziehung zu verlieren, nur noch der André aus Stella und André zu sein. Sie ist immer mehr sie selbst geworden in unserer Beziehung, ich bin verloren gegangen.

Wir dürfen niemals aneinanderhängen wie die Kletten. Jeder muss frei sein. Seine Träume leben. Nicht die Träume des anderen oder die Träume irgendeines Menschen.

Mit jedem Tag, den ich Tausende Kilometer von Hamburg entfernt verbringe, gewinne ich die Sicherheit, dass sie

und ich etwas fürs Leben sind. Wird sie auf mich warten?
Finden wir einen neuen Einstieg?

So viele Fragen.

Ein Brasilianer, der neben mir im Bus saß, schenkte mir dieses Buch.

Er sagte komische Sätze wie: „Das Ende der Welt wird dich verändern. Es verändert jeden. Von hier aus ist alles Anfang. Wer am Ende der Welt war, muss sich neu finden, neu erfinden.“

Ich entgegnete: „Das passt mir gut, ich erfinde mich gerade neu.“

Daraufhin begann er, in seiner kleinen Reisetasche zu kramen. Er zog dieses Buch heraus, sagte: „Das wirst du brauchen. Versprich mir, dass du jeden Abend schreiben wirst!“

Ich lachte, hielt das für einen Scherz. Doch er bestand darauf, dass ich am Ende des Tages schreibe.

Er sagte: „Es werden Dinge mit dir passieren, du musst sie aufschreiben. Versprich es mir!“

Seine grünen Augen leuchteten – Stellas Augenfarbe. Er war ein besonderer Typ, durch seine Augen sprach Stella zu mir. Ich konnte nicht Nein sagen.

So kam ich zu meinem Tagebuch für die letzte Station meiner Reise.

Ob mir jeden Tag etwas einfällt, was ich hier notieren kann?

Gerade kommt mir die Idee, jeden Eintrag mit einem Sinnspruch abzuschließen – mit Meditationen über das Ende. Etwas zum Schmunzeln, wenn ich zurück bin und diese Seiten irgendwann wieder aufschlage.

Meditation Nr. 1: Am Ende sieht alles aus wie Anfang.

Samstag, 19. Januar 1991

Habe mich von der Meute Backpacker abgesetzt. Immer dieselben Typen, in jedem Ort wieder. Immer die langweiligen altbekannten Geschichten. Ich hasse Reisegruppen!

Mein Hotel hat noch nicht mal einen Namen. Heißt nur Hotel. Hotel Hotel. Vielleicht haben sie noch keinen Namen gefunden. Es liegt außerhalb. Konnte mit Mühe und Not ein Zimmer ergattern, alles ausgebucht um diese Jahreszeit. Ganz Argentinien macht Ferien am Ende der Welt.

Was wollen die hier?

Silvester in Patagonien war kalt, zugig, einsam. Ein Tag wie der andere. Musste an Stella denken. Ob sie in Hamburg feiert? Unten am Hafen und hinterher in eine Bar? Alle wollen mit ihr aufs neue Jahr anstoßen. Prost, Umarmung und Küsschen ... Wie viele Leute ich schon auf ein Glas Wein eingeladen habe wegen ihrer ... Schönheit, Ausstrahlung, Aura? Was auch immer.

Zum ersten Mal bei den Argentinern gegessen und mit ihnen Mate getrunken. Der reinste Horror. Schmeckt wie Tee, der aus Torf gemacht wurde. Wer das nicht als Kind bekam, der ist verloren für Mate. Dass alle aus dem gleichen Strohalm mit dem lustigen Namen Bombilla trinken, wäre ja noch zu verkraften, aber der Geschmack ist wirklich finstern. Da muss ich nach wenigen Runden passen.

Die Argentinier hier im Süden freundlich, etwas schüchtern.

Am Neujahrmorgen einen Gletscher besucht. Perito Moreno, gelegen am Lago Argentino. Gemeinsam mit einigen verkaterten Touristen eine Bootsfahrt gemacht, die uns direkt zum Gletscher führte. Eine weiße Wand, mitten im See, sechzig Meter hoch. Surreal. Eisstücke brachen dumpf krachend ab, unwirklich langsam. Im Gletscher rumorte es,

als ob dort ein Gewitter tosen würde. Alle Töne verlangsamt und gedehnt. Kleine Eisberge trieben im grün schimmernden Wasser.

Der Guide an Bord sagte, der Gletscher wachse jeden Tag um zwei Meter in den See hinein. Ich dachte, Gletscher würden schmelzen. Überall, auch hier.

Musste an meine Tour zu den Iguazu-Wasserfällen denken. Die liegen mitten im Dschungel, an der Grenze von Brasilien, Argentinien und Paraguay. War im Dezember dort, ohne große Erwartungen. Wasser, das in die Tiefe stürzt – was sollte das schon Besonderes sein?

Stärker hat mich bisher nichts berührt auf dieser Reise.

Ich stand ganz oben in der Gischt und sah, wie das braune Wasser in die Tiefe stürzte. Über mir ein tief hängender blauer Himmel mit verwischten Wolken. Es war fantastisch, ein Schauspiel, das die Natur aufführte. Für mich. Für uns alle. Für niemanden.

Später am Tag ging ich zu einer anderen Plattform. Sie befand sich direkt unter einem der 250 Wasserfälle. Vor mir donnerte ein Vorhang aus Wasser herunter, 80 Meter tief. Jetzt war ich nicht mehr nur Zuschauer, ich befand mich mittendrin. Diese Kraft, dieser Sound. Mein ganzer Körper begann plötzlich zu zittern. Ich musste die Arme zum Himmel reißen und schreien. Hat ja niemand gehört, das herabstürzende Wasser übertönte alles.

Tausende Kilometer südlich finde ich ein ganzes ähnliches Naturbild. Alles Wilde, Brachiale gefroren und still. Die Wasserfälle und dieser Gletscher gehören für mich zusammen, genau wie das sturmgepeitschte Patagonien und der pumpende Dschungel. Gegenbilder. Verwandlungen.

Argentinien hat mir die Augen geöffnet. Mein albernes Bild der Natur, Schuldummheit – nichts ist mehr, wie es einmal war.

Mein erster Eindruck von Ushuaia: Als ich gestern Morgen hier ankam, war die ganze Stadt voller Schafe. Tausende Schafe wurden durch den Ort getrieben. Wie eine blöckende Wollwelle kamen sie den Hang hinunter. Ich musste Tränen lachen. Der Verkehr stand still, der Busfahrer ließ wie alle anderen den Motor laufen, obwohl nichts ging. Er fluchte argentinisch-deftig: „Diese Schwachköpfe von Schäfern sollen doch bitte bei den Muschis ihrer Mütter zur Vernunft kommen und die verfuckten Tiere wegschaffen.“ Vielleicht habe ich es auch nicht richtig verstanden, aber mir ist das schon öfter aufgefallen: Exzessives Fluchen scheint für Argentinier normal, vor allem, wenn sie am Steuer sitzen und gebremst werden.

Den Schafen war's egal. Mäh. Mäh. Mäh.

Keine Ahnung, was ich auf diesem Außenposten der Welt den ganzen Tag machen soll. Sturmwind – wie in Patagonien. Wetter ohne klare Linie – Sonne, Wolken, Regen wechseln zügig. Tagestemperatur unter zehn Grad Celsius. Hochsommer.

Hat Mark Twain nicht gesagt, der kälteste Winter, den er je erlebte, war ein Sommer in San Francisco? Von wegen.

Meditation Nr. 2: 1991 – was wird das für ein Jahr, das am Ende anfängt?

Sonntag 20. Januar 1991

Gestern Abend in einer kleinen Bar im Ort, nur Einheimische dort. Das Bier heißt hier Cape Horn und schmeckt wie Astra Urtyp. Arbeiterbier.

Ich beobachtete die Typen, schnappte einige Brocken auf. Sie redeten über Traumautos, korrupte Politiker, ihre langweiligen Jobs und die Staulage in Buenos Aires. Keiner

sprach mich an. So viele Leute auf meiner Reise kennengelernt, heute kommt kein neuer dazu, dachte ich. Ich konzentrierte mich auf meine Außenseiterrolle und erfand zu jedem Typen in der Bar seine Lebensgeschichte. An diesem Abend sah ich viele gescheiterte Existenzen. Typen, die hier in Ushuaia festhingen wie in einer Sackgasse. Pechvögel. Langweiler. Träumer.

Um 22 Uhr war es noch taghell, ich zahlte und wollte durch diese Nicht-Nacht flanieren. Da begann es zu gewittern und in Strömen zu regnen. Ich beschloss, auf besseres Wetter zu warten, was hier oft nur Minuten dauert.

Ein Mann und eine Frau kamen herein, beide trugen Schwarz. Der Mann unauffällig, kräftig, nicht sehr groß, geduckte Haltung, buschiger Schnauzer. Die Frau größer als er, die Haare streng zurückgebunden und schön wie ein Bild. Beide in meinem Alter, beide sehr dunkel, beide indische Züge. Sie sahen sich in der Bar um, alle Tische waren belegt. Sie stellten sich neben mich an den Tresen, orderten Bier.

Der Barkeeper brachte auch mir noch ein Bier. Unaufgefordert.

Ob ich noch keine Lust hätte, ins Hotel zu gehen? Doch, aber mein Hotel sei zu weit entfernt, um halbwegs trocken anzukommen. Der Barkeeper nickte mitleidig und raunte: Apeadero – Absteige.

Ich zuckte die Schultern. Estudiante – Student.

Ob das nicht eins dieser Hotels der offenen Türen wäre?

Ich lachte: Ja. Es gäbe keine Zimmerschlüssel, weil die angeblich nur verloren gingen und verschlossene Türen zum Einbrechen verleiten würden. Offene Türen dagegen wären die große Nummer Sicher gegen Verbrechen – vor allem, wenn sie so quietschen und knarren wie im Hotel Hotel. Nichts zu verbergen, nichts zu befürchten.